**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 35 (1931-1932)

**Heft:** 17

**Artikel:** Eine Wanderung im Nordwest-Winkel des Schwyzerländchens : ein Beitrag zur Heimatkunde der Zürichseegegend [Schluss folgt]

**Autor:** Richard, Ernst

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-669644

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

war! Jetzt mußte sie schweigen, beide Augen zudrücken, tun, als hätte sie nichts gesehen!

Aber alles war ihr verleidet. Und als ihr Mann ihr in einer Lücke der Kiefernwipfel den schwimmenden Mond im lichtgrauen Äther wies und rechts dabei den freundlichen, ruhig leuchtenden Stern, hatte sie auf sein entzücktes: „Ist das nicht schön?" nur ein kühl-zustimmendes: „O ja!"

Das verstimmte ihn. Welche Freude hatte sie sonst an der Natur gehabt, die größte und reinste Freude, nun auch das nicht einmal mehr! Auch dieses hin?! Alles hin! Er seufzte.

Und jedes von ihnen, in eine Ecke des Wagens gelehnt, verharrte in Schweigen. Mit trüben Augen schauten sie beide in die tiefer und tiefer sinkende Dämmerung. Es wollte Abend werden, der Tag — auch ihr Tag — hatte sich geneigt. —

(Fortsetzung folgt.)

## Erkennen.

Du weißt von mancher Sommerstunde,
Sie ist verwelkt in Nacht und Not,
Und eine lang verklung'ne Kunde
Sind Lenzeslied und Sonnenrot . . .

Nun spürst du wohl ein tief Erkennen
Vom Herbst und seinem leisen Schmerz.
Und doch: Der Liebe Kerzen brennen,
Und lichterheilig wird dein Herz.

Ernst Balzli.

## Eine Wanderung im Nordwest-Winkel des Schwyzerländchens.

Ein Beitrag zur Heimatkunde der Zürichseegegend von Ernst Richard.

Keuchend und schnaubend, beim Manövrieren auf den Stationen auch mit gehörigem Geschüttel, trägt uns das Züglein der Wädenswil-Einsiedelnbahn den sonnenbeschienenen, fruchtbaren Berghang hinauf, der von der „Hohe Rone" und „Gottschalkenberg" sich zum Ufer des Zürichsees absenkt. Bei Frühlings-Blütenpracht eine Fahrt durch ein irdisch Paradies! An den Trümmern der einst mächtig stolz ins Land ausschauenden Feste „Alt-Wädenswil" vorbei, wächst der Blick in die Tiefe und Weite zugleich. See und Gebirge gewinnen an Dimensionen, und nur die dunkle Hohe Rone mit ihrem so charakteristischen, jetzt mit Schnee bestreuten Streifband, hemmt das Auge nach Süden. Unten an ihrem Fuß, zu beiden Seiten der schäumenden Sihl erbaut, liegt der Kulminationspunkt der Bahn und der Ausgang zu unserer heutigen Wanderung — „Schindellegi". 756 Meter kündet die Tafel am Stationsgebäude. Eigentümlicher Name! Was hat er mit Schindeln zu tun? Viel, recht viel, das werden die folgenden Zeilen uns zeigen, denn er bedeutet nichts anderes als ein Lagerplatz für Schindeln und Schindelholz. Viele der sonnverbrannten Häuschen des schmucken Ortes sind mit ihnen beschlagen, wenn auch die moderneren Steinhäuser nicht fehlen. Aber merkwürdig, nicht nur der Name, auch die Lage des Dörfchens! Als hätte die Natur in verschwenderischer Fülle noch einmal alle ihre Reize auf diesen Fleck Erde ausschütten wollen, liegt er just da, wo die lachende Zürichseegegend in den „Finsteren Wald", in das ernste, tannenbewachsene Hochtal von Einsiedeln übergeht. Ein Gegensatz, wie er in die Augen springender kaum sonst irgendwo in unserem Lande gesehen werden kann.

Aber auch sonst ist die Lage des Ortes merkwürdig. Wenn's wahr ist: „Steter Tropfen höhlt den Stein," so ist dies Wort hier an der Schindellegi zu Schanden geworden. Seit Jahrtausenden wälzt die tosende Sihl ihre Fluten gegen den Felsdamm, auf dem der Ort sich aufbaut, und noch hat das Wasser den Damm nicht zernagt. Der Fels hat den Fluß gezwungen, in langem Laufe, dem Ufer des Zürichsees schier parallel, das tief geschnittene, waldreiche Sihltal zu durchströmen, um erst unterhalb der Stadt mit der Limmat sich zu vereinigen. Kein Geringerer war's als der große Goethe, dem diese eigentümliche Ablenkung des Flusses bei der Schindellegi nutzbringende Gedanken im Kopfe weckte. Zweimal kam er auf seinen Reisen in die Schweiz über diesen Ort nach Einsiedeln, im Juli 1775, dann wieder im September 1797, und beidemale stieg er von Richterswil hinauf. Er schrieb: „Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt, dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stol-

Richterswil Phot.: Wehrli-Verlag Kilchberg.

len zu durchfahren und so viel Wasser als man wollte, zu Wässerungen und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten." Auch später wieder spukte die Ableitung des Sihlwassers in die „Höfe" in gescheidten Schwyzer-Köpfen; die Zürcher wurden beunruhigt, sie benötigten des Wassers ungeschmälerte Menge zum Betrieb der zahlreichen Fabriken im Sihltal, und schließlich kam unter dem 19. Mai 1841 zwischen den beiden Ständen Zürich und Schwyz ein Vertrag zustande, laut welchem das Wasser der Sihl vollständig und ungeschmälert an der Grenze des Standes Zürich diesem zugeführt werde, wie von Alters her auch immer geschehen ist. Doch der geplante „Sihlsee" in den Sumpf- und Torfniederungen bei Willerzell, der die Gemüter seit bald einem halben Jahrhundert hier oben beschäftigt und gerade jetzt wieder, wie man mir sagte, in ein akutes Stadium getreten ist, wird die alten Wasserrechtsfragen und noch andere weittragendere wieder aufrollen. Denn die mit ihren Gütern in den See hineinzuliegen kämen, sind dafür, weil sie zu gewinnen erhoffen, die zukünftigen Anstößer des Seeufers aber dagegen, weil Streue- und Kartoffelland ihnen verloren ginge. Und wenn auch ein neu entstehender Alpsee, vom Bergeskranz umrahmt, der gegen den majestätisch sich auftürmenden Drusberg sich hinzieht, der düsteren Gegend neues Leben zu geben vermöchte, die volkswirtschaftlichen Fragen werden in das Leben Ungezählter tief einschneiden.

Das schmucke Örtchen mit den schindelbeschlagenen Holz- und den wenigen aus neuerer Zeit stammenden Steingebäuden ist bald durchschritten. Beim altehrwürdigen Gasthof zum „Hirschen" biegt die Straße rechts ab, um auf der uralten holzgezimmerten und überdachten Sihlbrücke den Fluß zu überschreiten. Diese Schindellegi-Brücke hat ihre eigene, bewegte Geschichte. Oftmals hatte sie gegen die reißenden Fluten des hochgehenden Wildwassers einen harten, nicht alle Zeit siegreichen Stand. Im Sommer 1764 wurde sie, samt einem untergestellten Fuhrwerk, zertrümmert und fortgeschwemmt. Ein ganzes Jahr verging, bis sie dem Verkehre wieder übergeben werden konnte. Die „Hofleut" hatten Holz und Stein, Läden (Bretter) und Kalk in Frohnden zur Stelle geschafft. Im Sommer 1779 führte der Fluß wieder so viel Holz, „wie Brod in der Milchsuppe" und setzte der Brücke arg zu, 1821 und 1822 mußte sie abermals ausgebessert werden, ihre letzte Verstärkung erhielt sie 1912 durch die Firma Locher u. Cie. in Zürich.

Brücke und Ort sahen fröhlich pulsierendes

Leben, denn der Verkehr vom Zürichsee nach dem Gestade des Vierwaldstättersees flutete hier durch, fünf Straßenzüge treffen sich heute an der Schindellegi. Schon im Jahre 1659 hatte jeder hier den Zoll zu entrichten, an die Brücke hefteten sie den „Zollbrief", und der „Zoller", vom schwyzerischen Landrat jeweilen auf eine Reihe von Jahren gewählt, war ein gefürchteter, aber auch geplagter Mann. Fuhrleute und Säumer suchten seinem spähenden Auge zu entgehen, was etwa gelang, so daß der Geprellte das Nachsehen hatte. Auch das „Zollhaus" steht heute noch vor der Brücke am linken Ufer der Sihl. Nur des Einsiedlerstiftes Fuhrleute und Knechte durften seit uralten Zeiten zollfrei passieren. Nach und nach wandelte sich der Zoll zum Weg- und Brückengeld, bis endlich eine neue Zeit auch damit aufräumte.

Unter der Brücke durch ist Jahrhundertelang das Holz aus dem finstern Wald geflößt worden. Stämme und Klötze trugen „Alp" und „Sihl" ins Land hinab, geschnittenes Holz und Schindeln führte die Achse weg, in der „Schindellegi" aber lag an letzteren ein bedeutender Vorrat allezeit aufgestapelt. Zum Holz kam der Torf, den sie in Zürich und an den Seeufern in früheren Zeiten gern brannten. Und zur leblosen Ware endlich der frommen Pilger Scharen. Aus Burgund, dem Elsaß und Lothringen, ja aus den fernen Niederlanden strömten sie herbei, aus Mittel- und Süddeutschland, aus der nordwestlichen Schweiz zog alles hier durch — besonders zur Engelweihe — nach dem ruhmreichen Wallfahrtsorte im finstern Walde. Auf die Pilgerstraßen deuten heute noch zahlreiche Lokalnamen in unserm Kanton. Einen sogenannten Pilgerweg und -Fährte treffen wir beim Kloster „Fahr" unten an der Limmat, den „Pilgerbrunnen" im Hard, unten an der Stadt, und bei St. Jakob an der Sihl wieder einen „Pilgerweg", der nach Rüschlikon und Thalwil führte. Ein „Pilgerfeld" liegt heute noch bei Andelfingen, der „Pilgeracker" bei Wetzikon, und beides zusammen in der Gemeinde Dürnten. Auf ihnen allen strebten die frommen Wallfahrer Einsiedeln zu, und waren sie in Zürich angelangt, dann ging's seeaufwärts entweder mit dem „Pilgerischiff" oder zu Fuß bis Richterswil. Wie's bei solcher Pilgerfahrt auf dem Pilgerschiff herging, erzählt in drolliger Weise E. Osenbrüggen in seinen „Wanderstudien aus der Schweiz": „Billig war zwar die Fahrt auf diesem Pilgerschiff, aber es mußten die Männer unter den Pilgern, welche dazu tauglich schienen, beim Rudern helfen, und es ist keine leichte Arbeit, im Stehen die langen Ruder zu ziehen und den Takt zu halten. Wer sich dabei ungeschickt benahm, wurde nicht eben sanft von den Schiffsleuten behandelt, welche überhaupt die Pilger und Pilgerinnen als Ware betrachteten. Es kam auf einer solchen Seefahrt oft zu Streit und zu widerwärtigen Szenen, und man hörte am Ufer das Schlagen und Zanken der Männer und das Gekreisch der Frauen. Der Meister des Pilgerschiffes übte eine Diktatur aus, welche der Strenge eines Seekapitäns auf einem Auswandererschiffe gegen die Zwischendeck-Passagiere mindestens gleichkam. Und lange dauerte die Ruderfahrt von Zürich am linken Ufer des Sees entlang bis nach Richterswil, den althergebrachten Landungsplatz für die Pilgerscharen." Die Schiffer behandelten die Pilger nicht allezeit mit ausgesuchter Höflichkeit, sie überforderten sie nicht bloß, sondern spotteten, lärmten und fluchten, um sie in ihrer Andacht zu stören. Die Zürcher Stadtpolizei mußte noch 1822 gegen solche Rohheiten einschreiten durch eine Verordnung, der wir auch entnehmen, daß die Person nicht mehr als zwei Batzen (zirka 28 Centimes) Fahrlohn zahlte, und daß höchstens 40 Personen mit Ausschluß jeglicher Kaufmannsware auf eine Fuhr genommen werden durften. Die 1834 auf dem Zürichsee eröffnete Dampfschiffahrt machte dem „Pilgerischiff" ein Ende. Und seit die beiden Bahnlinien am linken und rechten Ufer 1875 und 1894 in Betrieb gesetzt wurden, haben die Pilgerfahrten auf dem Zürchersee nach viel hundertjähriger Dauer gänzlich aufgehört. Der „Engel" in Richterswil war die altberühmte Pilgerherberge, und wie es darinnen zuging, hat uns wiederum Osenbrüggen geschildert: „Ein recht großes Zimmer diente zur Aufnahme der ganzen Gesellschaft für den Abend und für die Nacht. Ein langer Tisch hatte eine dicke eichene Platte, und in dieser waren in der Mitte Höhlen, welche als Suppenschüsseln dienten. Die dazu gehörigen Löffel lagen an kleinen Ketten befestigt, um sie vor dem Entweichen zu schützen, daneben. Ein gehöriges Nachtessen war für die Pilger umsomehr eine Notwendigkeit, als sie früh am andern Tage sich nüchtern auf den Weg machen mußten und nach strenger Regel erst nach der Messe in Einsiedeln Speise und Trank zu sich nehmen durften. Das Refektorium im Engel diente sämtlichen Pilgern auch zum Nachtquar-

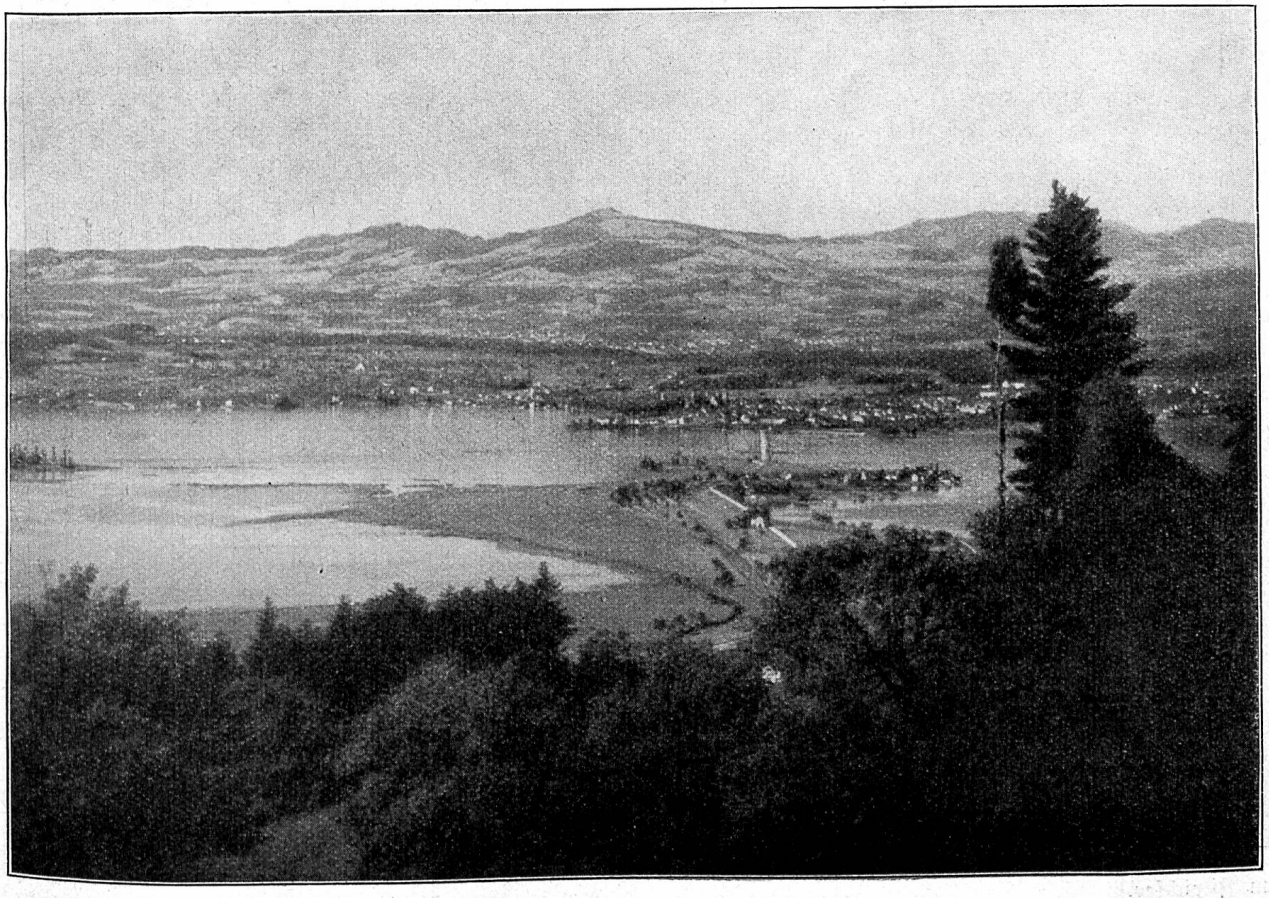
tier. Die Nacht über wurden sie dort eingeschlossen, und im Morgengrauen, nachdem sie die billige Zeche berichtigt hatten, machten sie sich auf, um in Pilgerweise das letzte Stück ihrer Wallfahrt zum ersehnten hohen Ziele hin zurückzulegen."

Bei der „Schindellegi" trafen die Schiffahrer und Fußgänger zusammen, und über den Weiler „Bennau" und über den „Schnabelsberg" ging's schließlich nach Einsiedeln. Aber die Wege waren schlecht, nichts von den schönen, breiten Straßen, die ungeheuern Schlangen gleich, sich jetzt von den Gestaden des Sees von fünf Seiten her zur Höhe hinauf winden. Fußpfade, Saumwege, stellenweise mit Holzprügeln bedeckt, und manchem müden Pilger schmerzten die Füße, sogar schwielige Appenzellerfüße. Denn aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sang einer, der von dort nach Einsiedeln gepilgert war:

„Ich wölt für harpfen vnd videln,
Das vom Spicher vntz zeinsideln
Gieng ain guoti slechti straß,
Mich müget gar an vunderlaß,
Das die berg sint so hoch."

Noch Goethe hat bei seinem ersten Besuche in Einsiedeln mit der Rauhheit der Wege Bekanntschaft gemacht. Er ließ sich's freilich nicht anfechten und schrieb 1775: „Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Mut nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die schon unten am Zürchersee von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt. Wir ließen sie begrüßend vorbei, und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmutig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen." Freilich nicht alle Pilger liefen sich auf den schlechten Wegen die Füße wund. Am 27. September 1777 „pilgerte" der Fürstabt von St. Blasien in einer sechsspännigen Kutsche nach Einsiedeln, „in welcher außer ihm noch zwei seiner Mitbrüder und sein Leibzwerg saßen".

Am schönsten Punkt ihres schmucken Örtchens, auf der nach Süden hin dasselbe überragenden Anhöhe, haben die Schindellegler ihre neue Kirche erbaut, ein Luginsland, der seinesgleichen sucht, und das Schmuckkästchen dahinter,



Feusisberg. Blick auf Seedamm und Rapperswil. Phot. Wehrli-Verlag, Kilchberg.

das im urchigen Schwyzerstil erbaute Pfarrhäuschen mit seinen Galerien und heimeligen Winkeln. Ob der drinnen wohnt, wohl noch viel zum Studieren kommt, wenn er zum Fenster hinaus den Blick in dies irdische Paradies schweifen läßt: die ungeheure, langgezogene Sichel des Zürichsees, hier von der Albis-, drüben von der Pfannenstielkette begleitet, der Kranz blühender Ortschaften rings umher, oben die Rosenstadt Rapperswil mit dem Damm, dahinter das Zürcher Oberland, von Bachtel und Hörnli überragt, davor dunkeln Augen gleich aus dem glitzernden Seespiegel tauchend die uralte „Ufenau" mit ihrer Schwester, der „Lützelau", im grauen Dunstkreis unten am See verschwommen das Häusermeer der werdenden Großstadt und alles übergossen vom Lichtglanz eines strahlenden Frühlingstages. Wahrlich, einen schönern Ort hätten sie für ihr Gotteshaus nicht finden können! So war denn auch die Freude der „Hofleute" groß, als am 9. Juni 1909 der Grundstein zum Bau gelegt und noch größer, als zwei Jahre darauf der schmucke, lichtvolle Barockbau vollendet dastand. Bis dahin war die Schindellegi ein Filial der weit zerstreuten Gemeinde Feusisberg gewesen. Eine Freitreppe führt zum Gotteshaus hinauf, in der Vorhalle lesen wir auf schwarzer, in die Wand eingelassenen Marmortafel:

1909

Le Souvenir Français à la mémoire
des soldats français et suisses tombés dans les combats
de 1798
R. I. P.

Der Freitreppe aber war das altehrwürdige St.-Anna-Kapellchen zum Opfer gefallen, in dem des Ortes Bewohner Jahrhunderte lang ihre Gottesdienste gefeiert. Kapelle und Marmorplatte in der Kirche weisen noch eine andere Bedeutung, welche die Schindellegi von jeher gehabt, es ist die strategisch wichtige Lage des Ortes, um die feindliche Mächte hier oben sich immer wieder stritten. Im alten Zürichkrieg standen Schwyzer und Zürcher hier gegeneinander, und zweimal loderten Brücke und Häuser im Flammenmeer auf; im zweiten Kappelerkrieg 1531 wollten 8000 Mann, von Graubündnern und Toggenburgern unterstützt, den

Am Zürichsee.

Studie von Hans Eckstein, Phot., Zürich.

Pfäffikon (Schwyz) mit Ufenau. [Phot. Wehrli-Verlag, Zürich.

Gnadenort im finstern Walde stürmen, hier bei der Schindellegi trafen sie auf das Fähnlein der fünf katholischen Orte und wurden geschlagen. 500 Mann deckten die Walstatt, so lesen wir's in der Reimchronik, die der einstige Abt des Wettinger Klosters Christoph Silberysen über das Ereignis geschrieben, und die darum für uns noch besonders wertvoll ist, weil sie Schindellegis ältestes Bild uns zeigt. Immer wieder in den Kriegsläuften des 17. und 18. Jahrhunderts hielten die Schwyzer an dieser Eingangspforte ihres Ländchens treue Wacht. Besonders schwer aber drückte auch da, wie überall im Lande, die Franzosenzeit. Im Mai 1798 rückten in mächtigen Kolonnen die roten Hosen seeaufwärts gegen Schindellegi und Etzel. Alois Reding hier, und der Einsiedler Pfarrer, Pater Marian Herzog, dort. Mögen die Gelehrten die Schuldfrage am Rückzug der Schwyzer endgültig entscheiden, sie hat unfreundliche Gefühle hüben und drüben erweckt. Im Kampfe aber floß viel Blut, aus dem „Hofe Wollerau" waren es allein ihrer 54 Mann, andere ertranken in der Sihl, man hatte den Brückenboden zu früh aufreißen lassen: Alte und junge, Väter und Söhne, sogar wehrlose Weiber. Ein Moritz Gaßmann, 50 Jahre alt, wurde auf der Flucht zur Kapelle, auf ihren Stufen erstochen, der Schwyzer hatte das französische „Pardon", das ihm der Feind angeboten, nicht verstanden. Aus ihres Hauses Fenster sahen die Gattin und drei Kinder den Vater verbluten. Kleinkrieg! und doch des Jammers so viel! Noch im Sonderbundskrieg im November 1847 wurde an der Schindellegi gekämpft. Schorno und Reding hielten die Wacht, und die „Batterie Zeller" feuerte 172 Kanonenschüsse, eine für die damalige Zeit ganz respektable Leistung, gegen sie ab. So hat es einer, der mit dabei gewesen, später im Kloster erzählt. Die Entscheidung war andern Orts gefallen, die Besatzung zog sich zurück.

Doch lassen wir das rauhe Kriegshandwerk und wenden wir uns der friedlichen Gegenwart zu. Unten, an Kirche und Schulhäuschen vorbei, steigt durch dichten Baumgarten über saftige Wiesen das Sträßchen nach Südosten der waldumkränzten Kuppe des „Hoch-Etzel" zu. Welch ein Wandern unter dem Blütenschnee der Bäume, durch die Farbenpracht der Wiesen!

Rotbackige Kinder enteilen dem Schulhause und wandern mit uns ein Stück weit Weges, bis sie sich in die Gehöfte ringsum zerstreuen. 187 soll es ihrer auf dem Gebiet des ganzen Etzel geben, und was für welche! Hochragende, schindelbeschlagene Wohnhäuser, bis fünf Stockwerke hoch hab ich gezählt, durch die vorspringenden Vordächer fein säuberlich voneinander getrennt, daneben ebenso geräumig die Scheune mit der rundbogigen Vorhalle nach Schwyzer Art. Über dem behäbigen „Weni", einem dieser Gehöfte, eine Sennhütte am Weg. „Hier ist frische Milch zu haben", ich weiß sie anders nicht zu bezeichnen, als mit dieser Aufschrift, die sie trägt. Aber warum ich sie erwähne? Weil ich den Senn um die Lage seines Wohnsitzes beneiden möchte. Auch er schaut wie der Pfarrherr von Schindellegi bis nach Zürich hinab, nur noch von höherer Warte. Eine Nacht hier oben! Das Sternengefunkel vom nahen Himmel und das Lichtermeer aus der fernen Stadt! Der hat jeden Abend seine See- und Uferbeleuchtung! Unversehens sind wir auf die Südseite des mächtigen Etzelrückens gelangt, der Ausblick nach Osten ist gehemmt, um so freier wird derjenige nach Süden. Der felsband-umgürtete Drusberg und die zerrissenen Karrenfelder nach dem Glärnisch hin, auch der Felsklotz des Mythen reckt sein silberig Haupt über den Waldessaum des Alptales, und die Spitze des „Kleinen" guckt nur wenig darüber hinaus. Wieder wendet der Pfad über den Rücken hinauf, und ist er erklommen, dann wird der Ausblick nach Osten und Norden noch umfassender als er gewesen. Durch die Waldlichtung hinauf schimmert das Eiland der Ufenau, Rapperswil, und der Seedamm sind zum Greifen nahe und darüber das volkreiche „Rüti". Zum breitgewordenen Streifen des Pfäffikersees gesellt sich ein gut Stück des Greifensees, das ganze Oberland breitet sich wie ein Fruchtgarten aus, und vom äußersten Norden schauen die Hegauer Höhen in dies selten reiche Panorama. Wieder taucht der Weg in schweigenden Hochwald, aussichtslos, zum Teil recht steil führt er zur letzten Höhe hinauf, und unvermutet tritt der Fuß auf die jetzt völlig waldfreie Etzelspitze. Ein Luginsland erster Ordnung! 1102 Meter hoch. Ich versteh's, daß einer „von über dem See" jahrzehntelang Jahr für Jahr hinaufgepilgert kam und nie genug sich satt sehen konnte. Sein Bild hängt in der Wirtsstube des heimeligen Kulmhauses. Daneben das Bild jenes andern, der es gebaut und 26 Jahre lang darin gehaust, des unternehmungslustigen August Oechsli von Einsiedeln. Auch den Turm hat er gebaut und zweimal dazu angesetzt. Der erste, aus Stein, stürzte, nahezu vollendet, in sich selbst zusammen, den zweiten, aus Holz, warf der Sturmwind in Trümmer 1919. Jetzt ist ein Turm nicht mehr nötig, denn ungehindert durch Wald schweift der Blick in weiteste Fernen. Wohin zuerst? Der Rundblick ist großartig auf See und Tal und Höhen, naturgemäß ist's der Bergeskranz, der am meisten fesselt: vom Säntis zum Roßberg und Rigi, und als glänzendste Punkte darinnen der imposante Glärnisch, der Felsband umgrenzte Drusberg. Auch die grauen Gebäude der vielbesuchten Benediktiner-Abtei schauen vom Fuße des freundlichen Herrenberges bis zu unserer Höhe hinauf, daneben das große Riet von Willerzell, das Gebiet des geplanten Sihlsees. Näher gerückt, direkt zu unsern Füßen, am Südfuß des Etzel auf grüner Matte die altberühmte Meinrad-Kapelle, mit großem, einst stark besuchten Wirtshaus daneben, beides sorgsam gehütetes Eigentum des fürstlichen Stiftes „im finstern Walde". Hier geht der Etzelpaß durch, in früheren Zeiten stark begangen und ein strategisch bedeutsamer Punkt, wie die benachbarte Schindellegi. Die Franzosen kannten ihn auch. Und wie wir in der wohlig warmen Wirtsstube im Gespräch mit der freundlichen Wirtin auf längst vergangene Zeitläufte kamen, weist sie uns eine Kanonenkugel aus der Franzosenzeit; ein lächerlich harmloses Ding gegen die jetzigen, und zwei verrostete Bajonette, die jetzt den friedlichern Zwecken als „Blumenständer" an den Türpfosten am Eingang dienen und erzählt, daß immer noch aus Feldern und Wäldern um den Etzelkamm her Überreste jener kriegerischen Tage ans Licht gefördert würden. (Schluß folgt.)

## Meinem Knulp.

Hermann Hesse zugeeignet.

Komm, Knulp, wir wollen zusammengehn,
Die Wolken wandern und Lüfte wehn;
Der Sommer ist im Land.
Wir haben beide kein Dach, kein Heim,
Die uns zu eigen sind,
Wir haben nicht Eltern noch Freunde mehr
Als Mond und Sterne und Wind.